Weichselland
D
91
8W26
Jg. 33
Hft 2

Mitteilungen
des
Westpreußischen Geschichtsvereins.

LIBRARY
FEB 14 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

33. Jahrgang | April 1934 | Heft 2

Inhalt: La Baume, Eine vorgeschichtliche Bronzefigur aus Thorn. S. 25. — Lorentz, Die Besitzungen des Klosters Oliva, Jamen und Pomeiske. S. 27. — Cuny, Der Neptunbrunnen in Danzig. S. 30. — Haßbargen, „Der ehrliche Alte". S. 37. — Hübner, Der „Herzog von Danzig", Marschall Lefèbvre. S. 39. — Krüger, Wiederherstellungsarbeiten am Artushof in Danzig. S. 45. — Hinweise und Funde. S. 47. — Besprechungen. S. 48. — Vereinsnachrichten. S. 48.

Eine vorgeschichtliche Bronzefigur aus Thorn.

Von Prof. Dr. W. La Baume, Danzig.

Im Jahre 1886 wurde in Thorn eine merkwürdige Stutuette gefunden, die durch Vermittlung des Gymnasiallehrers Nadrowski zwei Jahre darauf vom Westpreußischen Provinzial-Museum in Danzig käuflich erworben wurde. Ein Arbeiter, der Sand holte, fand sie am linken Weichselufer zwischen dem Hauptbahnhof Thorn und Balkau (=Brzoza). Das Figürchen, das auf Abb. 1 in natürlicher Größe abgebildet wird, ist aus Bronze hergestellt, und zwar im Guß; einzelne Stellen (z. B. zwischen den Fingern) sind mit einem Werkzeug nachgearbeitet. Die ganze Gestalt ist absichtlich flach gehalten, womit offenbar zusammenhängt, daß das Hinterhaupt fehlt. Der Kopf schließt hinten mit den Ohren ab, vor denen anscheinend herabhängendes Haar angedeutet ist. Die Augen sind scharf eingeschnitten und unverhältnismäßig lang. Der Mund ist durch einen Einschnitt angedeutet. Der Hals wird durch den unteren Teil des Gesichtes verdeckt. Die Arme sind vom Körper halbkreisförmig abgebogen, die Hände liegen mit gespreizten Fingern in der Magengegend. Eine dellenartige Vertiefung auf der Brust soll wohl den Nabel vorstellen (?).

Außer einer kurzen Mitteilung über den Erwerb dieser Figur in den „Amtlichen Berichten des Westpreußischen Provinzial-Museums" von 1888 (S. 21) ist nichts über die in Rede stehende Bronzefigur veröffentlicht worden, vermutlich deshalb, weil niemand recht wußte, wie man sie zeitlich ansetzen und überhaupt in die vor- und frühgeschichtliche Archäologie einordnen sollte. Denn plastische Darstellungen von Menschen sind in Mittel- und Nordeuropa aus vorgeschichtlicher Zeit nur sehr wenige bekannt und obendrein zumeist ohne datierende Altertümer gefunden. Was dem Verfasser Anlaß gibt, die Statuette von Thorn nunmehr zu veröffentlichen, ist das Erscheinen einer Arbeit, in der Parallelen zu unserer Figur bekannt gemacht werden. Zakharow[1]) beschreibt aus dem Kaukasus-Gebiet zahlreiche Bronzestatuetten, von denen die meisten ähnlichen Charakter haben wie das Stück aus Thorn, während eine Gruppe völlig mit ihm übereinstimmt. Diese, zu

[1]) Alexis A. Zakharow, Material for the archaeology of the Caucasus. Anthromorphic bronze statuettes. Światowit (Warschau) T. XV, 1933, S. 65 ff. (Vergl. besonders Kategorie II, S. 78 f.)

Zakharows Gruppe II gehörig, stammen aus Daghestan, einer Landschaft, die nördlich vom Kaukasus liegt und an den Kaspisee grenzt. Dort wurden die Figuren zahlreich in tumulis (Hügelgräbern) gefunden, und zwar solche vom Typus mit „auf dem Bauch gefalteten Händen", wie ganz ähnliche mit erhobenen Armen und gespreizten Händen. Unter den von Zakharow abgebildeten Stücken (Fig. 57 und 71)[2]) entsprechen einige Stücke genau dem von Thorn. Übrigens finden sich dort innerhalb desselben Typs sowohl männliche wie weibliche Statuetten.

Leider wird über das Alter der Grabhügel in der genannten Veröffentlichung nichts gesagt, vielmehr erklärt der Verfasser am Schluß seiner Arbeit, es sei noch schwerer, die ganze Gruppe der Kaukasus-Statuetten zu datieren als sie geographisch zu gliedern; er glaube, daß allein ein Vergleich mit Parallelen aus dem „nahen Osten" Aufschluß bringen werde, den er zur Zeit nicht durchführen könne.

Die auffallende Menge solcher in südrussischen tumulis gefundenen Statuetten legt übrigens die Vermutung nahe, daß diese jünger sind als die in den tumulis enthaltenen Bestattungen; denn Zakharow bemerkt (nach einem Zitat von Komarow), der tumulus, in dem er Bronzefiguren gefunden habe, gelte bei der einheimischen Bevölkerung als heilig und werde in Zeiten der Not zum Beten aufgesucht. Komarows Vermutung, die Statuetten hätten magischen Zwecken gedient[3]), ist daher wohl richtig, und es ist anzunehmen, daß die Figuren, wohl als Votivgabe, in alter Zeit auf den Hügeln niedergelegt worden sind. Immerhin werden sie doch wohl noch der Zeit vor Christi Geburt zuzurechnen sein.

Muß nun auch die genaue Zeitansetzung der Kaukasus-Statuetten und somit auch der Thorner Bronzefigur offen bleiben, so scheint doch soviel sicher, daß das bei Thorn am Weichselufer gefundene Stück aus dem Kaukasus stammt und im Wege des vorgeschichtlichen Handels nach dem Norden gelangt ist. Beziehungen zwischen dem Gebiet an der unteren Weichsel und dem Kaukasus sind bisher allerdings nicht bekannt, aber es ist in diesem Zusammenhange bemerkenswert, daß Bezzenberger[4]) solche zwischen Ostpreußen und dem Kaukasus nachgewiesen hat, insofern gewisse Gewandnadeln („Rollennadeln mit ruderförmiger Kopfplatte") aus Ostpreußen in Form, Verzierungsart und technischer Behandlung auffällig mit Stücken aus dem Kaukasus-Gebiet übereinstimmen. Diese gehören in die vorrömische Eisenzeit (nicht Bronzezeit, wie B. annahm). Deutlicher sind nahe Beziehungen zwischen Ostpreußen und Südrußland in der Römischen Kaiserzeit erkennbar, die offenbar mit dem sog. gotischen Kulturstrom aus dem Südosten Europas im Zusammenhang stehen. Man kann endlich an die lebhaften Handelsbeziehungen denken, die zur Wikingerzeit zwischen dem Norden und dem Osten und Südosten Europas bestanden haben. In welchen dieser verschiedenzeitlichen Zusammenhänge die Bronzestatuette aus Thorn einzuordnen ist, kann erst entschieden werden, wenn die zeitliche Stellung der Kaukasus-Figuren durch weitere Untersuchungen ermittelt ist.

---

[2]) Fig 57 ist dort irrtümlich mit 75 bezeichnet.

[3]) „Es ist bekannt, wie lange sich heidnische Bräuche im Christentum halten. Bis heute (1882) tun die Georgier und Armenier, wenn ihre Kinder krank sind, Silber- und Kupfer-Figuren, die denen bei Dido (Daghestan) gefundenen sehr ähnlich sind, in die Wiege" (Fig. 55 bei Zakharow).

[4]) A. Bezzenberger, Bronzezeitliche Beziehungen Ostpreußens zum Kaukasus. Arbeiten des 15. Archäolog. Kongr. in Nowgorod, Bd. 1, Moskau 1914.

Studien zur mittelalterlichen Topographie Pommerellens.

Von Dr. Friedrich Lorentz, Zoppot.

V. Die Besitzungen des Klosters Oliva, Jamen und Pomeiske.

Am 19. Januar 1303 verlieh König Wenzel II. von Böhmen und Polen dem Kloster Oliva die Ortschaft Jamen (Jamno) im Kreise Karthaus (PU Nr. 610 S. 541). Eine Grenzbeschreibung gibt die Verleihungsurkunde nicht, sie nennt nur summarisch „villam nostram dictam Jamno cum suis pertinentiis universis", eine solche enthält erst das große Privileg des Hochmeisters Ludolf König vom 31. Oktober 1342 im VII. Abschnitt (im Abdrucke E. Keysers ZWGV 68, 31 f., wo richtiger zu drucken gewesen wäre: . . . prope villam Myloschow. Item Jamrow cum suis terminis . . . statt: . . .prope villam Mylostow, item Jamrow cum suis terminis . . .).

Von den Grenzen heißt es hier: (termini) qui incipiunt a loco, ubi Stropnicza influit in Slupam et per ascensum Stropnicze cum littore usque in lacum Strepnow, unde effluit. Der lacus Strepnow ist der Stropne-See östlich von Jellensch, die Stropnicza der (heute unbenannte?) Abfluß dieses Sees zur Stolpe. Ausgenommen war die Mühle an der Stropnicza, die zu Zukowken gehörte (excepto molendino cum fundo suo et agre adiacente, sicut fossato et distinctum, quod pertinet in Sucow). Heute liegt an der Stropnicza nur die Jamener Mühle, etwas nördlich von der Chaussee Parchau—Jamen, vielleicht ist diese Mühle gemeint, die dann ihre Kommunalzugehörigkeit gewechselt haben müßte. Die Beschreibung fährt fort: Deinde concurrunt termini in littore Stropnow dextro ad locum, ubi rivulus Wirbnicza influit in Strepnow et per ascensum eiusdem per lacum eiusdem nominis et rivuli usque in lacum, qui Pypinow dicitur. In den Stropne-See münden heute nur der Abfluß des Glinow-Sees von Süden und ein kleiner von Jellensch kommender Bach von Westen her. Der erstere kann für die Wirbnicza nicht in Betracht kommen, denn der lacus Pypinow, dem die Grenze zustrebt, ist der westlich vom Stropne-See gelegene Piepchen-See. Auch den Jellenscher Bach wird man nur mit schwerem Bedenken für die Wirbnicza in Anspruch nehmen, denn das zu beiden Seiten desselben gelegene Jellensch war bereits vorhanden, es war ein Gut zu kulmischem Recht in der Bütower Pflege. Eher wird man die Wirbnicza etwas nördlich davon an der Stelle suchen, wo die Grenze der Kreise Karthaus und Bütow das Ufer des Sees in westlicher Richtung verläßt, aber hier ist kein Bach vorhanden. So wird man doch wohl den Jellenschen Bach als die Wirbnicza anzusehen haben und als den See gleichen Namens den etwa 1 Kilometer westlich von Jellensch liegenden kleinen See, der allerdings nicht mehr mit dem Jellenschen Bach in Verbindung steht. Daß die Grenze heute etwa ½ Kilometer nördlich von Bach und See verläuft, kann auf einer späteren Grenzregulierung beruhen. Die Grenzbeschreibung fährt fort: ab hinc tenendo lacum eundem a sinistris, qui pertinet in parvum Pomisco (so F, besser als das von Keyser in den Text aufgenommene Pomysto), currunt metae per rivulum fluentem de eodem lacu usque in lacum Jamencz et per dimidium lacum currunt in rivulum, qui Ryndvie (oder Rindive) dicitur. Der aus dem Piepchen-See kommende Bach ist heute nicht mehr nachweisbar, ebenso der rivulus Ryndvie oder Rindive, wohl aber der lacus Jamencz, der zwischen dem Abbau zu Jamen und Wilhelminenhof liegt und durch die Karthaus-Bütower Kreisgrenze halbiert wird. Weiter führt die Grenze per defluxum rivuli et paludis ad viam currentem de Parchow in Pomisco — die heutige Chaussee Parchau—Jamen—Pomeiske — et per transversum viae et per decursum rivuli eiusdem usque in locum, ubi a dextris quidam rivulus

influit in dictum rivulum — diese Bäche sind nicht mehr nachweisbar —, in quo termini Jamnow et Sucow — d. i. Zukowken — conveniunt — der Ort ist an der Stelle der Kreisgrenze zu suchen, wo die Gebiete von Jamen und von Zukowken zusammenstoßen —, et per ascensum rivuli ad dextram per arborum signa usque ad. lacum (so C, D, E, F und außerdem durch die folgenden Worte verbürgt) Gogolyno — wohl der kleine Teich genau südlich von Zukowken, der früher größeren Umfang gehabt hat — et per medium lacum per signa arborum usque ad quercum prope viam currentem de Jamnow in Sucow signatam et circumfossam et abhinc per arborum signa ad fagum in colle signatam habentem lapidem in signo, abhinc per arborum signa usque ad fagum signatam et furcatam stantem in littore laci, qui Slupz dicitur — der Zukowkener See —, et per dimidium lacum usque in Slupam et per ascensum Slupae usque ad locum, ubi Stropniza influit, ubi metae Jamnow finem et initium sortiuntur.

Der Besitz des Klosters Oliva umfaßte demnach nicht nur das heutige Jamen, sondern auch Golzau. Es ist auffällig, daß diese Ortschaft gar nicht erwähnt wird, denn vorhanden war sie schon, wie ihre Erwähnung (villa Goliczeuo, Golytzevo) in den Urkunden vom 9. Oktober 1313 (PU Nr. 702, S. 616 ff., Nr. 703, S. 618 f.), die die Grenze zwischen dem Gebiet des Deutschen Ordens und dem des Markgrafen Waldemar von Brandenburg beschreiben, beweist. Die Sache wird dadurch noch merkwürdiger, daß am 30. Juni 1253 PU Nr. 150, S. 126 f.) der Bischof Wolimir von Kujawien der hl. Kreuzkirche zu Parchau die Zehnten der Dörfer Parchau, Nakel, Zukowken und Golzau bestätigt: es ist doch nicht anzunehmen, daß die Zehnten des mitten zwischen diesen liegenden Jamen der Parchauer Kirche nicht zufallen sollten. Da wir auch von einer Erwerbung Golzaus durch Oliva nichts erfahren, werden wir schließen dürfen, daß Jamen und Golzau eine Einheit bildeten, daß ursprünglich Golzau der Hauptort war und erst später, wohl bei der Erwerbung durch Oliva, gegen Jamen zurücktrat. Als dann der Orden 1381 den Besitz ankaufte, löste er die Einheit auf und gab die beiden Dörfer, jedes für sich, als Bauerndörfer zu deutschem Recht aus.

Zu Jamen gehörte auch die erste Wehr nach dem Ausfluß der Stolpe aus dem Zukowkener See (clausura libera prima, ubi Slupa effluit de lacu). Diese lag schon innerhalb der Zukowkener Feldmark.

Ein weiterer Besitz Olivas in dieser Gegend war Pomeiske. Am 22. Dezember 1310 (PU Nr. 695, S. 610 f.) verlieh Markgraf Waldemar von Brandenburg dem Kloster villam Pomisko dictam ćcum septuaginta mansis et universis stagnis et lacubus interiacentibus et sitis infra eorundem mansorum ac ville distinctiones et specialiter cum lacu Lupansko, cum dimidio Obrowe et uno tractu in Scotansko, cum Lypeniza et cum omnibus utilitatibus. In dem Privileg von 1342 heißt es fast mit denselben Worten: item Pomischow cum septuaginta mansis et lacubus videlicet cum dimidio Obrow et cum toto Lupanstow cum Lypanicza et cum uno tractu in Scotansco cum merica. Der lacus Obrowe, Obrow, dessen Hälfte zu Pomeiske gehört, ist der Große Wobbrow-See auf der Grenze der Kreise Bütow und Karthaus, der lacus Lupansko, 1342 Lupanstow, in den Abschriften C, D, E, F Lupastow, richtig Lupausko, der Jassener See, aber wohl nur der südliche Teil, der lacus Scotansko, Scotansco, richtig Scotausco, wie D, E haben, der Große Schottofsker See, aber was ist Lypeniza Lypanicza?

Perlbach (PU S. 610, Fußn. 7) sagt zu Lypeniza: „vgl. Libientz am Schottofsker See." Ich weiß nicht, ob er Lypeniza als Namen einer Ortschaft ansieht — was möglich ist — oder ob er ihn für den Namen eines Gegen-

stands im Gelände (Gewässer, Hügel, Wald) hält — was ebenfalls möglich ist —, jedenfalls aber meint er, daß der Ortschaftsname Libientz damit in Verbindung steht. Das ist jedoch auf keinen Fall möglich, denn die Grundform von Libientz war *Lubieniec oder *Lubienica, im besten Falle hat der Ort, wenn er überhaupt schon vorhanden war, im Anfang des 14. Jahrhunderts *Libieniec oder *Libienica geheißen, was sicher nicht in einer Urkunde durch Lypeniza wiedergegeben wäre. Darum ist durch diesen Namen die Lage von Lypeniza nicht festzustellen. Einfach wäre die Sache, wenn in dem von Keyser gegebenen Abdruck der Grenzbeschreibung von 1342 alles in Ordnung wäre. Hier heißt es: termini incipiunt a loco, ubi Metzigotska (oder Bresigoska, wie C, D, E, F haben) influit Slupam, et tendunt ad medium lacum Obrow, ab hinc defluxum Lupanicze in lacum Lupachow. Hiernach wäre die Lypeniza Lypanicza, hier Lupanicza genannt, die Verbindung zwischen Wobbrow-See und Jassener See. Das wird aber wieder fraglich, wenn man die Transsumpte der Urkunde C, D, E heranzieht: in ihnen heißt es nämlich per defluxum Obrofnycz in lacum Lupastow, die in A und F Lupanica genannte Verbindung heißt hier also Obrownica, was genau dem heutigen Namen des den Wobbrow-See durchfließenden Baches Wobbrow-Bach entspricht. Man könnte nun annehmen, daß der die Verbindung mit dem Jassener See bildende Teil des Baches 1310 und 1342 Lupanica geheißen habe und später wie der obere Teil Obrownica genannt und dieser spätere Name dann in die Transsumpte aufgenommen sei; gerade an diesem Teil der Urkunde hatte das Kloster aber, nachdem es 1381 Pomeiske an den Orden verkauft hatte, sicher nur geringes Interesse, so daß man kaum annehmen kann, daß es sich hier darum bemüht haben sollte, daß der veraltete Name des Baches durch den neueren ersetzt wurde. Wahrscheinlicher ist, daß den Transsumpten eine Ausfertigung der Urkunde — vielleicht B, von der dieser Teil nicht mehr vorhanden ist — zu Grunde gelegen hat, in der es per defluxum Obrofnycz hieß. Daß nicht alle Originalurkunden vollständig übereinstimmten, zeigt der Name des Baches, den die Grenzbeschreibung als Ausgangspunkt hat: in A heißt er Metzigotska, in C, D, E und F aber Bresigoska, beides gute slavische Namen, von denen keiner einen Vorzug vor dem andern verdient, so daß man nicht feststellen kann, wie der Bach wirklich hieß, oder ob der Bach nicht zwei Namen hatte. Das letztere ist auch für die Verbindung zwischen Wobbrow- und Jassener See möglich: der Bach kann sehr wohl zwei Namen gehabt haben, Obrownica nach dem See, dem er entströmte, Lupanica oder wohl besser Lupavica (Lupauica) nach dem See, in den er mündete.

Diese Lupanica oder Lupavica kann aber nicht die Lypenize von 1310 sein, denn dieser Wasserlauf ist zu unbedeutend, als daß ihn die Urkunde, die sonst nur die Hauptteile der Verleihung bei Namen nennt, hätte erwähnen sollen. Was mit Lypeniza Lypanicza gemeint ist, ist nicht zu ermitteln. Eine Möglichkeit ist, daß es der damalige Name der Ortschaft Lupowske am Jassener See war, die Voraussetzung dafür ist, 1. daß auch hier das n fehlerhaft für u geschrieben ist und daß 2. das anlautende lu- (wie in *Lubieniec-Libientz) entweder ganz in li- übergegangen war oder sich auf dem Wege dazu befand, also etwa lü- gesprochen wurde. Dann kämen wir auf einen Namen der Ortschaft Lupavica, was ein Dementiv zu Lupava „Lupow" wäre und „Klein-Lupow" bedeuten würde.

Die in der Urkunde beschriebene Grenze beginnt am Einfluß der Metzigotsa oder Bresigoska in die Stolpe, der wohl bei Neukrug zu suchen ist, wo die Grenze der Kreise Bütow und Karthaus die Stolpe schneidet. Sie läuft dann, wohl auf der Kreisgrenze, zum Wobbrow-See, schneidet diesen

und folgt dem Wobbrow-Bach bis zum Jassener See. Weiter führt sie per sinistrum littus laci, d. h. am Ostufer des Sees, ad Scampna Ducis Mestwy facta in eodem lacu, wahrscheinlich bis zu der Wardel, die den südlichen Teil des Sees abschließt, ab his ad Kyanicam (oder Kyankam), a Kyanica ad quercum signatam prope lacum Scotansco, hier folgt sie wohl der Grenze der Kreise Bütow und Stolp, die Kyanica oder Kyanka ist vielleicht die auf dieser liegenden Höhe 146, ab hac per transversum laci in Slupam ad locum, qui dicitur Okole, in qua mericae termini finiuntur, womit augenscheinlich die heutige Kreisgrenze übereinstimmt.

Die Grenzbeschreibung betrifft nur die merica, aber nicht die Ortschaft Pomeiske mit ihren 70 Hufen. Im 14. Jahrhundert gab es, wie jetzt, zwei Ortschaften des Namens Pomeiske, ein Gut, das 1360 vom Orden zu deutschem Recht verliehen wurde, und den Olivaer Besitz, den 1381 der Orden ankaufte und als Bauerndorf zu deutschem Recht ausgab. Die beiden Ortschaften scheinen auch damals als Groß- und Klein-Pomeiske unterschieden zu sein, wenn es aber in der Urkunde von 1342 heißt, daß der lacus Pypinow pertinet in parvum Pomisco, so kann dies parvum Pomisco nur das heutige Groß-Pomeiske sein, das heutige Klein-Pomeiske war also der Olivaer Besitz.

Der Neptunbrunnen in Danzig, 300 Jahre alt.

Von Dr.-Ing. Georg Cuny, Berlin.

Danzigs Piazza, den westlichen, breiteren Teil des Langen Markts, zu einem Ehrenhofe zu gestalten, war ein Lieblingsplan des Bürgermeisters Barthel Schachmann. Humanistisch hochgebildet, war ihm ein reifes Verständnis und treffendes Urteil in Kunstangelegenheiten eigen. Weite Reisen hatten ihn durch die Kulturländer des Abendlandes und des nahen Ostens geführt [1]). Seine Vaterstadt dankt seiner Anregung und Förderung die Kunstschöpfungen des großen Zeughauses, der reichen Innenausstattung des Rathauses und des Neptunbrunnens. Mit der Planung dieser figuralen Wasserkunst war es sein Bestreben, den leeren Raum zwischen den Fassadenzeilen um den Artushof der Forderung italienischer Platzgestaltung entsprechend umzubilden. Die harmonische Gliederung des Langen Markts verlangte ein größeres plastisches Werk als Ruhepunkt für das Auge; zugleich ergab es den relativen Maßstab für die Platzgröße und stellte die ideelle Beziehung zwischen den Architekturen der umschließenden Häuserfronten her. Denn ein Innenraum unter freiem Himmel ist der italienische Platz der Renaissance. Seine städtebaulich vorbildliche Anlage in raumkünstlerischer Geschlossenheit war Barthel Schachmann in Verona, auf der Piazza delle Erbe und der Piazza Dante, in Bologna mit seinem italienisch-flandrischen Neptunbrunnen Giambolognas und in Florenz zum Erlebnis geworden.

Auf deutschem Boden hatte ihm Augsburg, die Stadt der berühmten monumentalen Brunnen, die weitere Anregung gegeben. Sein Plan ging dahin, an Stelle des alten hölzernen Rohrkastens vor dem Artushofe [2]) einen prächtigen Neptunbrunnen in Marmor und Bronze zu errichten. Giovanni da Bolognas neugeschaffener Typ sollte für das Kunstwerk vorbildlich sein. In dem Stadtbaumeister und Bildhauer Abraham von dem

[1]) G. R. Curicke, Beschreibung der Stadt Dantzigk. 2. Buch. 31. Kap. S. 171. B. Schachmann wurde Schöppe 1592; Richter 1598; Bürgermeister 1605. † 21. 12. 1614. Vrgl. auch MWG. v. 1. 7. 1907, B. S's. Stammbuch.

[2]) P. Simson. Der Artushof. S. 150 ff. Der hölzerne Brunnen soll 1549 errichtet worden sein.

Blocke stand eine verständnisvolle, dienstwillig begeisterte Hilfskraft zu seiner Verfügung.

In der Verwirklichung seines Vorhabens sollte Augsburg die Vermittlerin sein. Ihren lebhaften Handelsbeziehungen schreibt man es mit Recht zu, daß die Kunst der Renaissance von Italien her in Augsburg eher als in anderen deutschen Städten Eingang gefunden hatte [3]). Nach der Vollendung des Augustusbrunnens, 1596, plante man zwei weitere Brunnen im Patrizierviertel zu errichten. Ratsuchend wandten sich die führenden Kreise Augsburgs an den in Italien wie in Deutschland tonangebenden Meister Giovanni da Bologna zur Empfehlung eines Bildhauers und Erzgießers. Er mochte seinen Schüler Adriaen de Vries aus dem Haag als geeignet bezeichnet haben. Sein Ruf wurde durch die beiden Schöpfungen, den Merkur- (1599) und den Herkulesbrunnen (1602), begründet; sie brachten dem jungen Bildhauer vielfache Aufträge des Kaisers Rudolf II., Wallensteins und anderer fürstlicher Mäzene.

Als Stadtbildhauer erhielt Abraham von dem Blocke im Jahre 1609 den Auftrag, die „Visierung", den zeichnerischen Entwurf für das ganze Brunnenwerk mit dem figürlichen Aufbau aufzustellen [4]). Handzeichnungen Johanns von Aachen und die Kupferstiche Jan Müllers (1604) vom Augsburger Merkurbrunnen wird er gekannt haben. Dabei könnte Anton Möllers Vermittlung in Betracht kommen; war er doch durch seine Lehrzeit in Prag dem kaiserlichen Hofmaler Johann von Aachen bekannt. Das Brunnenbecken wurde im Grundriß als Geviert gestaltet, achsial durch vier Halbkreise erweitert. Inmitten erhebt sich eine stämmige toskanische Säule mit einer Figurengruppe Neptuns mit den sich aufbäumenden Meerpferden. Beckenrand und Säulenschaft beleben je vier bronzene Delphine und Tritonen.

Zur Auswahl eines Bildners und Kunstgießers wandte sich der Bürgermeister Schachmann, anfangs 1610, an den Kunstagenten Christoph Hainhofer in Augsburg mit dem Auftrage, dem Rate einige Meister von Ruf nachzuweisen; „von Möttal gegossene bildwerk oder Vigüren" zu verfertigen, sollten sie durchaus mächtig sein. Hainhofer veranlaßte den Erzgießer und Brunnenmeister Jakob Kratzer [5]) in Augsburg, auf sein Wort, die Reise nach Danzig zu unternehmen. Er war ihm gerühmt worden, solcher Kunst erfahren zu sein „nit allein von gießen der Bilder oder Vigüren, sondern auch von geschütz, beneben auch von wasserwerck wie dan dieselben mögen begehrt zu werden". In seiner Wertschätzung gibt ihm Hainhofer ein sehr günstiges Empfehlungsschreiben an den Rat mit [6]). Er nennt ihn darin einen berühmten Meister, der sich etliche Jahre „im Nieder- und Holland" aufgehalten, wie er denn jetzt wieder nach Amsterdam reise. Sollte es vonnöten sein, so stünde er auch mit einem Wachsbossierer, namens Hannß Stainmüller in Verbindung; dieser würde sich jederzeit dorthin begeben, wenn der Rat seiner begehrte, „unangesehn, daß Ime hie Arbait nit manglet".

Im Mai 1610 begibt sich Kratzer auf die Reise; über Amsterdam wollte er zu Schiff nach Danzig. Da trifft ihn das Unglück, ein Bein zu brechen; drei Monate lang muß er mit der Heilung zubringen. Von seinem Mißgeschick macht er dem Bürgermeister am 29. August eine briefliche Mitteilung;

---

[3]) C. Buchwald, Adriaen de Vries. Leipzig 1899. S. 17—20.
[4]) Danzigs Kunst und Kultur i. 16. und 17. Jh. vom Verf. S. 81 ff u. Abbild. 46.
[5]) Dzgr. Staatsarchiv, Faszikel XLII, 170. Bildhauer. Schreiben des J. Kratzer an Bgmstr. B. Schachmann, Amsterdam. 29. August 1610.
[6]) D. St. A. a. a. O. Empfehlungsschreiben des Christ. Hainhofer für J. Kratzer, Augsburg. 21. April 1610.

er bietet ihm seine Dienste von neuem an und bittet um Benachrichtigung unter der Anschrift des Kaufmanns Alexander von dem Berg in Amsterdam, ob seiner noch in Danzig begehrt werde. Der Brief langt am 23. September in Danzig an und bereits am 25. September läßt ihm B. Schachmann mitteilen, daß er auf öffentliche Kosten unverzüglich zureisen solle.

Zur Herstellung der figürlichen Bildwerke für den Neptunbrunnen kam es indessen nicht. Die Friedensrüstung der Stadt behauptete den Vorrang; so wurde seine Kunst für den Guß zweier reichverzierter Bronzegeschütze in den Jahren 1611 und 1612 in Anspruch genommen. Damit endete seine Tätigkeit in Danzig. Auch B. Schachmann sollte die Verwirklichung seines Lieblingsplanes nicht erleben; ein plötzlicher Tod rief ihn am 21. Dezember 1614 ab. Weiteren Aufschub brachte die dringliche Erneuerung der Artushoffassade. In den 63 Jahren ihres Bestehens, seit 1552, hatte die nur in Putzbauweise hergestellte Front am Langen Markt durch Wetterschäden stark gelitten; die derben, handwerklichen Formen ihres Loggiengiebels konnten sich in der Umgebung der vielfach in reichen Renaissanceformen erneuerten Patrizierhäuser nicht mehr behaupten. Die mit großem Aufwande ausgeführte neue Fassade nahm die Jahre 1616 und 1617 in Anspruch[7]). Abraham von dem Blocke beseitigte den hohen Giebel: an seine Stelle setzte er den breit und gleichmäßig gelagerten Pilasteraufbau. Mit der Angleichung des Baukörpers an die architektonische Umgebung erzielte er auch eine gleichmäßigere Belastung des sehr unsicheren Baugrundes.

In dieselbe Zeit fällt der Bau der Fechtschule, vor dem Ketterhagener Tor[8]). Mit ihren ringsum laufenden Rängen und der freistehenden Schaubühne in dem nichtüberdachten Innenraume, stellt sie die erste und älteste Form des Theaters unserer Zeit dar.

Nach der Vollendung der Artushoffassade ließ der Bürgermeister Johannes Speimann (1613—1625), Schachmanns Nachfolger, die Arbeiten für die neue Wasserkunst im Jahre 1617 von neuem aufnehmen. Aus dem

---

[7]) D. St. A. XII, 46. Extrakte aus den Kämmereibüchern 1616/17. Die Maler- und Glaserarbeit kostete 1028 Mark 9 Gr. Davon erhielt der Maler Isaak von dem Blocke, den Vorgiebel auszustaffieren, 285 Mark. Dazu noch für die echten Vergoldungen 106 Mark 12 Gr.

[8]) D. St. A. a. a. O. Kämmereibücher 1616/17.

16. Dezember 1616. „Wegen fechtschuell. Nach dem E. E. Rhat vor diesem geschlossen, daß das gebew welches zur Fechtschuell Ihm Ketterauschen Thor aufgerichtet, solte von den Zimerleuten tariret, und die helffte darvon des verstorbenen Wachmeisters Simon Berlikauen Witwen erleget werden, welche Tarierung auch fortgestellet undt auff 718 Mark gesezet worden, Alß hat E. E. Rhatt . . . das halbe Teill derselben 718 Mark welches thut 359 Mark der Witwe zu erlegen beuohlen."

Abbild. des Gebäudes bei Curicke; 1. Buch, S. 57; Der Stadthoff. Den Bau hatte der Wachtmeister S. Berlickau aus eigenen Mitteln ausführen lassen. Wahrscheinlich war er der Lehrmeister einer Fechtschule. Von diesen waffensportlichen Vereinigungen gab es die Federfechter und die Markusbrüder in Danzig. Ihre öffentlichen Schauspiele, das „umb die schuel fechten" fanden öfters auf dem Platze vor dem Artushofe statt; den Herren des Rates zur spannendsten Augenweide. Dabei scheint das Fechten und mehr noch das Zuschauen einen ungeheuren Durst hervorgerufen zu haben.

„6. Juny 1616. Fechterunkosten: Als den 30. May vorm Kön. Artushoff umb die schuel gefochten worden ist, verunkostigett Als 52 stof Bier a 2 gr. und 2 stof Wein a 12 gr. so die Fechter ausgetrunken. Noch ist aufs Rhatthaus vor die Herren geholet worden 5 stof Liepicz (?) a 12 gr. und 1½ stof Wein a 14 gr. Sa. zusammen 10 Mark 27 gr."

Vergl. auch Curicke S. 356. Besuch der Königin Maria Ludowika.

schwarzblauen Namischen Stein, dem belgischen Marmor von Namur, fertigte Abraham von dem Blocke die Umfassungen des großen Beckens und die obere runde Schale. Schwarzen Tuffstein verwandte er für den mittleren runden Tragepfeiler; ihn sollten vier bronzene Tritonen schmücken. Noch fehlte der Neptun mit seinem Beiwerk in Bronzeguß. Zu persönlichem Betreiben reist Abraham von dem Blocke im Auftrage des Rates anfangs Juni 1619, nach Augsburg[9]) zu dem Erzgießer Wolfgang Neidhard, dem Verfertiger des Herkulesbrunnens. Aus seiner berühmten Werkstatt sollte er einen tüchtigen Erzgießer für die Danziger Stückgießerei gewinnen. Da ihm Neidhard keinen solchen nachzuweisen vermag oder dazu nicht gewillt ist, muß er unverrichteter Sache zurückkehren, doch richtet er am 4. August 1619 ein erneutes briefliches Ansuchen an ihn, seine Bemühungen fortzusetzen. Gleichzeitig ersucht er ihn, im Auftrage des Rates ein Modell einer Neptunfigur von Johann Reichel oder Adriaen de Vries anfertigen und es nach Danzig schicken zu lassen. Mit diesem Auftrage vermochte Neidhard nichts anzufangen. Erst nach einem halben Jahr, am 30. Januar 1620, erfolgt sein Antwortschreiben. Darin bietet er zwar dem Rate zwei seiner Schüler als Gießer an, das Modell der Brunnenfigur zu besorgen, lehnt er ab, da die genannten Künstler das Modell nur dann herzustellen bereit zu sein pflegen, wenn sie auch das „große Werk", d. h. die Ausführung der ganzen Gruppe mit den Nebenfiguren in der wirklichen Größe in Auftrag bekämen. Er rät, die Herren vom Rate möchten Adriaen de Vries, da er zur Zeit der berühmteste Künstler im Bossieren sei, nach Danzig kommen lassen, damit er das in Wachs bossierte Modell dort herstellen möchte. Danach könnte der Gießer „solches werkh güssen und Ausmachen", denn Adriaen de Vries übernehme das Gießen nicht. Was war inzwischen in Danzig geschehen? Bei dem langen Ausbleiben der Antwort war die Geduld des Rates erschöpft. Er hatte in norddeutschen Kunststätten Umschau gehalten und geeignete Kräfte gefunden. In seiner Eingabe an den Rat vom 24. Februar 1620 beschwert sich nämlich der städtische Erzkunstmeister Ottmar Wettner, „daß kurzverwichener Zeit der Bossierer, der den Neptunus zur rechten Wasserkunst gemacht, nur für bloß seine Arbeit (da er nicht einmal Kohlen gebraucht habe) über zweytausend fl. davor brachte, während er für eine gleich große, gute Arbeit wesentlich geringer bedacht worden sei". Auf das Wesentliche seiner Beschwerde ist man bisher nicht eingegangen. In den Kämmereibüchern wird er als Erzmeister bezeichnet; danach ist er selbst des Erzgusses kundig. Das vermöchte auch der technische Hinweis auf den Verbrauch von Kohlen zu bestätigen. Der Rat hatte ihn, 1619, als Gießer und zur Anlage von Wasserleitungen, zunächst auf zwei Jahre, in seine Dienste genommen. Wenn er sich nun mit dem Bossierer der Neptunfigur „für eine gleich große gute Arbeit" auf eine Stufe stellt, so wird in der gleich großen Arbeit nur der von ihm ausgeführte Guß des Neptuns zu verstehen sein.

Von den einheimischen Meistern, hauptsächlich aus der bekannten Rotgießerfamilie Benning, hatte sich niemand dieses Wagnis zugetraut, wie es der Vorgang bei einem späteren Kunstguß lehrt. Wir gehen demnach wohl nicht fehl, den Erzmeister Ottmar Wettner als den Gießer der Neptungruppe zu erkennen.

Er ist es auch, der die inneren Rohrgänge zur Wasserführung kunstgerecht

[9]) C. Buchwald; a. a. O. S. 81, 82.

herstellte[10]). Das einheimische Handwerk hatte wenigstens diese Arbeit daran verrichten wollen, doch war sie untauglich. Bei den Druckproben erwies sich die Metallstärke der Röhren als zu gering. Die Frage nach dem Bildner und Bossierer der Neptungruppe ist bei der Unvollständigkeit der Kämmereibücher in den Jahren 1619 und 1620 urkundlich einwandfrei nicht zu lösen. Mit Sicherheit läßt sich aus dem Schreiben Neidhards vom 30. Januar 1620 schließen, daß Adriaen de Vries, wie öfter behauptet wird, nicht der Schöpfer gewesen ist. Seine Werke hat er stets so sorgfältig signiert und mit Inschriften versehen, daß diese Kennzeichen zum mindesten bei der 1927 erfolgten Untersuchung und Wiederherstellung der Wasserkunstgruppe aufgefunden worden wären[11]). Nach einer bisher unverbürgten Angabe soll der Bildner unseres Neptuns derselbe sein, der auch den figurengeschmückten Brunnen im Hofe des Schlosses zu Jever ausgeführt hat[12]).

Von den um 1620 ansässigen Danziger Bildhauern kommt niemand dafür in Betracht, wenngleich etwa 18 Jahre später tatsächlich eine etwa 2 Meter hohe Bronzefigur in Danzig entstanden ist. In den Kreisen polnischer Magnaten war man gewöhnt, alles, was die Kunst betraf, aus Danzig, dem den Ostraum beherrschenden Kulturzentrum, zu holen. So hatte denn Graf Oßolinsky, Krongroßkanzler des Polenkönigs Wladislaws IV., den Bürgermeister Johann Ernst Schröder gebeten, ihm zur Herstellung einer „Messingk statua" von 3 Ellen Höhe Künstler in Danzig vorzuschlagen; auch ein Türgerüst aus Marmor sollte geliefert werden. Auf seine Empfehlung wurde beides an den Stein- und Bildhauer Georg Münch zum Gesamtpreise von 1600 fl. verdungen[13]). Für den Guß hatte Münch den erfahrensten Rotgießer Danzigs, Gerdt Benningk, mit dem Anteil von 950 fl. verpflichtet. Münch lieferte das in voller Größe bossierte Modell; leider fehlt die Angabe, was die Figur vorstellen sollte. Der Guß mißlang aber völlig zum großen Schaden Gerdt Benningks. Bei dem Einformen hatte er mangels Erfahrung die Wandstärke zu gering angelegt; sie hätte nicht unter einem halben Zoll betragen dürfen, und nun vermochte die Metallspeise nicht ihren Lauf in die engen Zwischenräume zu nehmen[14]). Die ganze Arbeit mußte von

---

[10]) Th. Hirsch. Der Springbrunnen auf dem langen Markte. N. P. P. Bl. 1852. Bd. II, S. 167.

„1621. 11. Dezember" Otmar Wettner anlangend den gegossenen Neptunus, welcher mit schadhaften Wasserrohren übel versehen, als ist mit Ottmar Wettner gehandelt und bedungen auf ein gewisses Geld, obgemeldeten Neptunus mit bestarkten und beständigen Wasserrohren nebenst anderen Mengeln anzufertigen." Er erhält 5 Mark Wochenlohn und außerdem noch 171 fl. 10 gr. Am 1. Novbr. 1622 ist die Arbeit vollendet.

[11]) Wie Regierungs- und Baurat Volmar, Danzigs Denkmalpfleger, freundlichst mitteilte, ist „weder in der Schale noch an der Neptuns-Figur" eine Inschrift zu finden.

[12]) Nachforschungen in dem Staatsarchiv in Aurich und in dem Landesarchiv in Oldenburg ergaben über das Aussehen des nicht mehr vorhandenen Brunnens keinen Aufschluß. Die Baurechnungen von Jever sind nur von 1583 und 1625 erhalten.

[13]) D. St. A. Fasz. XLII, 170. Bildhauer. Bittschrift d. Georg Münch und Gerdt Benningk, gelesen 8. Mai 1641.

[14]) D. St. A. a. a. O.; gelesen 11. Juni 1641, Ratsschluß v. 22. Juni 1641. — „Denn 1. ist dergleichen Arbeit, was das Bildt anbelanget, in diese stadt nicht gebräuchlich und solche statua wol newlich (d. h. zu neuerer Zeit) von meistern derselben nicht mag gegossen sein, wir auch solche niemals unterhanden gehabt, haben wir dieselbe auch nicht annehmen wollen, sondern auf dringliches anhalten des Seeligen H. Bgm. Johann Ernst Schroers dazu bewogen worden."

neuem gemacht werden. Statt der drei Zentner Metall, wie ursprünglich veranschlagt, wog die fertige Figur nunmehr 17 Zentner. Beide Meister wandten sich in einer am 8. Mai 1641 gelesenen Bittschrift an den Rat und baten, ihnen den über 600 fl. betragenden Schaden zu erstatten. Wie zu erwarten, erfolgt ein abschlägiger Bescheid. In ihrer Bedrängnis erneuern sie ihr Gesuch anfangs Juni 1641 mit eingehenden tatsächlichen Angaben[14]). Hinsichtlich ihrer Selbstkosten verweisen sie auf den Neptun. Es würde uns unerträglich sein, wenn wir neben dem geringen Arbeitslohn noch die Materie selbst verlieren sollten. Wenn es Euere Ehrnvesten Herrlichkeiten nicht beschwerlich sein möchte, könnten sie aufschlagen lassen, was der Neptunus gekostet hat und würden leichtlich hierauf rechnung machen können. Auch Herr Oßalinsky selbst, wenn es bei ihm sollte gesuchet werden, wird nicht ihren schaden wollen." Nach eingehender, von dem Bürgermeister Nathanaël Schmienen geführten Prüfung, erfolgt auch hierauf eine endgültige Ablehnung[15]).

Leider bleibt bei den Kämmereibüchern um 1619 und 1620 ein „Nachschlagen", wie Münch und Benningk meinten, ergebnislos. Nur der Anhalt ergibt sich für die Kosten des in Wachs bossierten Modells und den Erzguß nebst den Metallmengen, daß sie weit mehr als die von ihnen angegebenen 3320 fl. betragen haben. Die handschriftliche Notiz in einem Curicke gibt die Gesamtkosten des Brunnens auf über 100 000 Mark an; eine Nachricht von 1843 nennt 25 000 Taler[16]).

Verfolgen wir die auf den Schloßbrunnen in Jever weisende Spur, so begegnet uns hier ein Meister Wolf Weinberger[17]). Aus dem fränkischen Kunstkreise stammend, wird er am 14. Juni 1609 als Gießer-, Brunnen- und Büchsenmeister in die Gräflich Oldenburgischen Dienste genommen. Sein Ansehn als Künstler wird nicht unbedeutend gewesen sein, denn er folgt alsbald einem Rufe an den Kurbrandenburgischen Hof. Was er hier in anderthalb Jahren geschaffen, ist nicht näher bekannt[18]). Mit dem 1. Januar 1611 übernimmt er wieder seine Tätigkeit im Oldenburgischen. Nach fünfjähriger Dienstdauer erhält er erst seine Bestallung am 20. März 1616. Bei der Freizügigkeit bildender Künstler in damaliger Zeit ist es durchaus möglich, daß ein Kunstagent ihn dem Rate in Danzig empfahl, und er für die 1619 erfolgte Herstellung des Neptunmodells und sein Einformen zum Erzguß nach Danzig beurlaubt wurde. Obwohl Weinberger nicht ausdrücklich als Bossierer bezeichnet wird, gehört doch das Modellieren in Wachs und das Einformen des Modells zur technischen Fertigkeit des Erzgießers.

Bis zur Aufstellung des Brunnens verging noch geraume Zeit. In den schwedisch-polnischen Kriegswirren, 1626—1629, konnte die Sorge um die unversehrte Neutralität des Stadtstaates den Sinn für Kunstbauten nicht för-

---

15) Vergl. auch C. Buchwald, a. a. O. S. 18. Selbst dem erfahrenen Stück- und Glockengießer Wolfgang Neidhard, aus Ulm, konnte dieses Unglück bei dem Guß des Herkules in Augsburg zustoßen. Hier ersetzte der Rat den Schaden; Münch und Benningk berufen sich in ihrer Eingabe darauf.

16) Neuester Wegweiser durch Danzig 1843. S. 18. Von W. F. Zernecka.

17) Oldenburgisches Landesarchiv, Bestallungsurkunde für Wolf Weinberger vom 20. 3. 1616. Nach e. Mitteilung des Vorstandes, Dr. Lübbing, wofür auch an dieser Stelle verbindlicher Dank ausgesprochen wird.

18) A. a. O.; Sinthemal er aber anfang seines Dienstes sich anderthalb Jahrlang am Churfürstlich-Brandenburgischen Hofe zu Verfertigung etlicher Arbeit aufgehalten, als solle diese Bestallung ihren Anfang auf dem 1. Jan. 1611 gewinnen".

dern[19]). Die Errichtung des Brunnens wurde erst aufgenommen, nachdem der Regierungsantritt König Wladislaws IV., 1632, eine sichere Gewähr für friedlichere Zeiten zu geben versprach. Es war die Regierungszeit des Bürgermeisters Johann Zierenberg. Auf dem von dem Maurermeister Reinhold de Clerk gefertigten Grundmauerwerk begann Wilhelm Richter, Abraham von dem Blockes Nachfolger, am 19. Februar 1633 das Brunnenbecken aus den vorhandenen Werkstücken zu errichten. Mit dem Aufbau der Neptungruppe mit den Tritonen und Delphinen und ihrer Verbindung mit der Druckleitung stand das Werk am 25. September vollendet da. Seine Wasserkünste spielten zum ersten Male am 9. Oktober 1633[20]). Dem Schmiedehandwerk blieb es vorbehalten, den kostbaren Brunnen, 1634, mit einem kunstreichen Gitterwerk zu umwehren. Die Durchflechtungen in den Füllungen der vier prächtigen Türflügel erinnern an keltische Stabflechtmuster in den Miniaturen irischer Klosterhandschriften.

Wenn in einer Eingabe des Malergewerks an den Rat aus späterer Zeit um größere Berücksichtigung bei der Vergebung öffentlicher Arbeiten gebeten und dabei auch auf den Neptunbrunnen hingewiesen wird, so könnte es sich dabei um die Herstellung einer malachitgrünen künstlichen Patina an der Erzstatue und den Nebenfiguren und um Vergoldungen an dem Dreizack, dem Muschelhorn und an den kunstvollen Spindelblumen des in rotem Farbenton gestrichenen Gitterwerks gehandelt haben.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erwies sich das Brunnenbecken infolge von Witterungsschäden als erneuerungsbedürftig. Die Gliederung des Gesamtaufbaues blieb im wesentlichen bestehen. Die ganze in Sandstein ausgeführte Architektur und ihre Ornamentik wurde aber im Zeitgeschmack, in den graziösen Formen des Rokoko neugestaltet. Ihr sprühend-krauses Zierwerk scheint Leben zu gewinnen im rauschenden Spiel der Wasserkünste. Der erneuerte Brunnen wurde zu einem einzigartigen, Kunstform und Wasserkraft aufs glücklichste einenden Denkmal. Reizvoll schon die bewegte Grundform des Beckens in der geistreichen Linie seiner Profilierung. An Stelle der alten, recht nüchternen Delphine und Tritonen, gab man dem Beherrscher des Meeres ein vertrautes, vielgestaltiges Gefolge aus seiner sagenreichen Welt. Seitdem blickt er in jovialer Würde und doch mit geheimer Freude über das Spiel der Wasserstrahlen auf sein lustiges Meervolk herab. Mit der Steilkurve der Wasserstrahlen aus dem oberen Rundbecken gab der Künstler dem Umriß des Brunnenaufbaues die ideelle Geschlossenheit. Innerhalb des alten Gitters erscheint das Werk wie neugeschaffen. In seiner Architektonik, den Rokaillen und den plastischen Gruppen kennzeichnet sich die Kunstweise des Danziger Bildhauers Joh. Heinrich Meißner[21]).

Nach dem allgemeinen Eindruck der Statue, ihrer gekünstelten Stellung zwischen den wasserspeienden Meerpferden und der wenig durchgearbeiteten, wie unter einem Fettpolster nur angedeuteten Muskulatur des Körpers, sind

---

[19]) Am 15. August 1626 ließ der Admiral Carl Carlson durch Soldaten der auf der Reede ankernden schwedischen Flotte einen Überfall auf das Kloster Oliva ausführen. Die erbeuteten Gegenstände, ein messingnes Chorpult in Gestalt eines Adlers, die Kirchenglocken und sieben Altäre, sandte er nach Schweden. Letztere sollen sich, der Überlieferung nach, in der Sammlung eines Schlosses an der Südküste Schwedens befinden. Dankbare Aufgabe für einen Kunsthistoriker diesen Altären und ihren wohl sehr wertvollen Gemälden nachzuforschen. Schloß Trolleholm käme in erster Linie dafür in Betracht.

[20]) Th. Hirsch. a. a. O., S. 167.

[21]) Nicht Wilhelm Richter, wie Dr. Lindner in „Kunst u. Handwerk in Westpreußen", Danzig, 1904; S. 31, meint.

manche Kritiker geneigt, sie weder dem Meister noch selbst der Schule des Adriaen de Vries zuzuschreiben. Die monumentale Würde und Geschlossenheit seines Ahnherrn in Bologna besitzt unser Neptun freilich nicht. Das wäre hier auch nicht am Platze. In seiner bewegten Haltung mit dem kühnen Schwunge seiner Rechten ist er aufs glücklichste in die Umwelt, in das malerische Allegro der Giebel und Portale des Langen Markts hineinkomponiert. Das kennzeichnet ihn als ein bodenständiges, in Danzig modelliertes und erzgegossenes Werk eines im norddeutschen Kunstgebiet tätigen Bildners.

Mit dem Danziger Volkstum ist der Neptunbrunnen auf das innigste verwachsen. Das beweist, daß der Künstler was Rechtes geschaffen hat. Unleugbare Beziehungen spinnen sich hinüber und herüber zwischen ihm und dem schwebenden Merkur auf der Eingangskuppel zum Weinkeller des Rats unter dem Artushof; in verkleinerter freier Nachbildung eine Erinnerung an den Merkurbrunnen in Augsburg. Mit innigem Behagen denkt der alte Danziger an jene Zeiten zurück, wo man Unruhstifter aus dem Lärm des Marktgetriebes hinter der Gitterumwehrung vorläufig sicherte; wie es auch mancher Marktfrau bei Hader und Gezänk geschah, daß man sie hinters Gitter führte, „den blanken Mann zu putzen".

Nach der unlängst, 1927, erfolgten gründlichen Instandsetzung und der Erneuerung seines inneren Röhrenwerks wird er sich in neuer Jugendfrische in dem für alle Zeit deutschen Danzig seines stromdurchpulsten Daseins noch in Jahrhunderten erfreuen können.

„Der ehrliche Alte", eine Danziger Wochenschrift.

Von Dr. Haßbargen.

Ehrliche Alte gibt es überall in deutschen Landen. Hier aber handelt es sich um eine „Moralische Wochenschrift". Ob „Der ehrliche Alte" in Königsberg oder in Danzig erschienen ist, ob im Jahre 1749 oder 1746, darüber gehen die Meinungen auseinander (Vgl. Diesch, Karl: Bibliographie der germanistischen Zeitschriften, Leipzig 1927, und Kirchner, Joach: Die Grundlagen des Deutschen Zeitschriftenwesens. Leipzig 1928.). Keine einzige Nummer dieser Zeitschrift ist auf uns gekommen. Daher besteht Unsicherheit bei ihrer örtlichen und zeitlichen Zuweisung. Diese Unsicherheit läßt sich beheben aus zwei Anzeigen in den „Danziger Erfahrungen". Da diese Anzeigen auch in anderer Hinsicht für die Literaturgeschichte des Ostens nicht ohne Bedeutung sind, verdienen sie festgehalten zu werden.

In der Nr. 3 der genannten Danziger Wochenschrift vom Jahre 1745 lesen wir: „In der Schreiberischen Officin wird Wöchentlich ein Moralisches Blatt, der ehrliche Alte, ausgegeben, einen halben Bogen in 8vo., welches in Königsberg gedruckt wird. Auf 26 Stücke, als vor ein halbes Jahr, wird lfl. 18 gr. Praenumeration angenommen, und kan alle Sonnabend, wenn die Königsberger Post angekommen, des Abends um 5 Uhr abgeholet werden."

Da sich in den vorhergehenden Jahrgängen keine Anzeigen dieser Art finden, wird man als Geburtsdatum für den nunmehr endgültig für Königsberg festgelegten „Ehrlichen Alten" den Januar 1745 ansetzen dürfen. Die Lebensdauer betrug ein Jahr. Im Dezember 1745 findet sich folgende Anzeige: „Nachricht wegen eines neuen Wochenblats, so in Königsberg unter dem Titel: der Redliche herauskommt. Nachdem der ehrliche Alte wegen zunehmender Leibesschwachheit, beschlossen, seine unter uns wohl aufgenommene Sittenschrift mit diesem Monath zu enden, auch bald darauf den Titel samt dem Register zu selbiger ausgeben zu lassen: so hat sich ein andrer

gleich ehrlich gesinnter Preuße gefunden, welcher seinen Landsleuten durch ein neues Wochenblatt, unter dem Titel: Der Redliche, nutzbar werden will. Die Schrift, das Papier und Format desselben, können geneigte Leser, aus dem ersten Stück, zur Probe abnehmen. Die Abhandlungen werden jederzeit wohlgewählt, niemahlen aber verlegen seyn. Beyträge wird der Verfasser, wenn er sie durch meine Hand erhalten, als Beyträge einrücken, doch verläßt er sich hierinnen auf eine reife Ueberlegung dererjenigen, die ihm ihre gütige Mithülfe dadurch gewähren wollen. Er verspricht eine deutliche und fließende Schreibart; Druckfehler sollen durchgängig vermieden werden. Auf die ersten 26 Stücke wird die Vorauszahlung bey Them. Joh. Schreiber in Danzig, mit 2 fl. gegen einen gedruckten Schein, angenommen, und alle Sonnabend, wenn die Königsberger fahrende Post angekommen, ausgegeben."

Wie weit der ehrlich gesinnte Preuße seine Versprechungen hat halten können, wird aus dem in der Königsberger Staatsbibliothek erhaltenen Jahrgang des „Redlichen" zu entnehmen sein. Vielleicht führen diese Mitteilungen noch zur Ermittelung einiger Nummern des „Ehrlichen Alten".

Die hier wiedergegebenen Anzeigen sind besonders bemerkenswert als Belege für die enge geistige Zusammenarbeit zwischen Königsberg und Danzig. Über den buchhändlerischen Vertrieb hinaus vermittelt der Danziger Verleger Beiträge für die Königsberger Wochenschrift. Die Bitte um Mitarbeit geht dabei auf den Königsberger Herausgeber der neuen Zeitschrift zurück. Der Buchhändler Schreiber wurde lediglich aus postalischen Gründen eingeschaltet.

In diesem Zusammenhange verdient eine weitere Notiz aus den „Danziger Erfahrungen" bekannt zu werden, zumal diese eine verschollene Wochenschrift betrifft, die bisher, soweit ich sehe, von keinem Bibliographen erwähnt ist. Wiederum handelt es sich um die Neugründung einer preußischen Wochenschrift, diesmal mit Danzig als Verlagsort. Die Anzeige vom April 1743 der genannten Zeitschrift lautet: „Es wird denen Liebhabern bekannt gemacht, daß eine Moralische Sitten-Schrift wöchentlich, des Mondtags aus der Preußischen Buchdruckerey soll geliefert werden. Betittelt: Die Bemerkerinnen Menschlicher Handlungen, das ist, ein mitgetheilter Auszug aus den berühmtesten so wohl Teutschen, als auch Englischen und Französischen Sitten-Schriften, der bloß aus einer Patriotischen Absicht zum Nutzen ihrer wehrtesten Mittbrüder und Mittschwestern nach Beschaffenheit des hiesigen Ortes eingerichtet wird, von sechs Frauenzimmern, davon sich zwey in Danzig, drey in Königsberg, und eine in Thorn aufhalten. So können demnach die Liebhaber, wöchentlich des Mondtags allezeit die neuen Stücke, den Bogen a 3 gr. bekommen. Diejenigen so gesonnen auf das ganze Jahr zu praenumeriren, können sich deshalb in der Preußischen Buchdruckerey melden."

Der Titel der hier angezeigten Sittenschrift ist in engem Anschluß an die Danziger „Mühsame Bemerkerinn derer menschlichen Handlungen" vom Jahre 1735/36 (mit Bandtitel von 1737) gewählt. In diesem Falle sind ausdrücklich „Frauenzimmer" als verantwortliche Herausgeberinnen der leider gänzlich verschollenen Wochenschrift genannt. Das legt die Vermutung nahe, daß auch die „Mühsame Bemerkerinn" vom Jahre 1735/36 aus der Feder einer Frau geflossen ist. Diese Vermutung bestätigt sich, sobald man den in der Stadtbibliothek erhaltenen Jahrgang etwas genauer ansieht, als es Löbner anscheinend getan hat. (Vgl.: Danziger „Moralische Wochenschriften" des 18. Jahrhunderts. MWG, Jg. 2, 1903.) Mehrfach wird ausdrücklich von einer Herausgeberin gesprochen. Hier an eine Fiktion wie etwa bei Gottscheds „Vernünftigen Tadlerinnen" zu denken, liegt kein Anlaß vor. Sehr nahe liegend aber ist die Annahme, daß die von Danzig als Gottschedin 1735 schei-

dende Luise Adelgunde Viktorie Kulmus hier die Feder geführt hat. Ohne vorläufig für diese durch eine Reihe von Anspielungen nahe gelegte Vermutung völlig zwingende Beweise zu haben, bin ich subjektiv von deren Richtigkeit überzeugt.

Dies nebenbei. Im Zusammenhang der hier mitgeteilten literarischen Anzeigen ist für uns von Bedeutung, daß auch der Plan der „Mühsamen Bemerkerinnen" vom Jahre 1743 Zeugnis ablegt für die enge geistige Zusammenarbeit der durch gemeinsames Volkstum verbundenen drei preußischen Städte. Diese Tatsache von damals ist das Recht von heute.

Der „Herzog von Danzig", Marschall Lefèbvre.

Von Dr. Hans Hübner, Danzig.

Wenige Danziger wissen, daß es vor kaum mehr als einem Jahrhundert einen „Herzog von Danzig" gegeben hat, noch dazu einen Mann, der von Napoleons I. Gnaden diesen Titel trug. Wenn auch dieser Herzog von Danzig mit der Geschichte unserer alten Stadt Danzig nur wenig zu tun gehabt hat, ist es doch nicht ohne Wert, sich einmal mit seiner Lebensgeschichte und seinen Beziehungen zu Danzig zu beschäftigen (Abb. 3).

Franz Joseph Lefèbvre — dies ist sein eigentlicher Name — wurde am 25. Oktober 1755 in dem Städtchen Ruffach im Oberelsaß geboren und gehört somit, wie Kellermann, Kleber und Rapp, der freilich eine weit größere Rolle für Danzig gespielt hat, zu den tapferen Elsässern, die sich in Napoleons Zeit zum General, ja z. T. zum Marschall, emporschwangen. War doch das Elsaß seit dem Westfälischen Frieden und den Raubzügen Ludwigs XIV. eine französische Provinz geworden, wie sie es heute wieder ist. Doch hatten die Elsässer damals noch viel mehr ihren deutschen Charakter bewahrt, und wie Rapp, Kleber und Kellermann deutscher Abstammung waren und deutsch als ihre Muttersprache sprachen, so hatte auch Lefèbvre viel deutsches Blut in sich und sprach und schrieb von Jugend an deutsch ebensogut wie französisch. Deutsch war die Mutter des späteren Herzogs von Danzig, Marianne Riß, deutsch war auch seine tüchtige Gattin Katharine Hübscher, die durch den Dramatiker Sardou den unverdienten Beinamen „Madame sans-gêne" erhalten hat und dadurch eine Zeitlang auf der Bühne eine traurige Berühmtheit erlangte.

Es ist sogar nicht einmal ausgeschlossen, daß Lefèbvre selbst trotz seines französischen Namens deutscher Abstammung war, denn sowohl in dem Geburtszeugnis des Marschalls wie auch in der Todesurkunde seines Vaters wird der Name als Feber angegeben[1]) und es ist wohl möglich, daß der ursprüngliche Familienname der in der Pfalz und im Elsaß häufige Name Feber oder Faber gewesen und erst später in den in Frankreich häufigen, etymologisch gleichbedeutenden Namen Lefèbvre (aus faber = der Schmied) umgewandelt worden ist. Deutsch war auch die ganze Stadt Ruffach, deutsch auch die Taufpaten Peter Armspach und Regina Sommereisen, die den späteren Herzog von Danzig aus der Taufe hoben, sein Pfarrer Schmitt, sein Stiefvater Anton Gleiß und seine Schwester, die einen Mann namens Glaser heiratete.

Der Vater Lefèbvres war alter Soldat, erst Husar in einem französischen Regiment, und nach seiner Entlassung Wachtmeister und Stadtpolizist in Ruffach. Da er schon 1765 starb, als Lefèbvre erst 10 Jahre alt war, und da seine Witwe sich wieder verheiratete, kam der junge Lefèbvre in die Obhut

[1]) J. Wirth: Le Maréchal Lefèbvre. Paris 1904, S. 459.

seines Onkels Johann Christoph Lefèbvre, der in dem benachbarten Städtchen Gemar als Pfarer und Rektor lebte.

In der Nähe von Gemar verbrachte damals auch ein anderer Waffenkamerad Napoleons, Kleber, seine Jugend.

Der junge Lefèbvre lernte bei seinem Oheim in Gemar nicht nur Elementarkenntnisse, sondern auch Latein, und wäre sicher zum Pfarrer bestimmt worden, hätte er nur die geringste Lust dazu verspürt[2]). Aber der Sohn des Wachtmeisters von Ruffach fühlte sich mehr zu der Uniform als dem geistlichen Rock hingezogen: während er für die Aufnahme in das Priesterseminar zu Straßburg vorbereitet wurde, floh er, erst 17 Jahre alt, nach Neu-Breisach, um dort Soldat zu werden. Er ließ sich dort für das Regiment „Gardes-françaises" anwerben, das eins der vornehmsten der französischen Armee war, und so finden wir Lefèbvre seit 1773 in Paris. Fünfzehn Jahre lang diente er in diesem Regiment als einfacher Soldat, und da der Sold knapp war, hat er sich nebenbei Geld durch Stundengeben verdient. Seine Laufbahn als Soldat war die übliche: er brachte es in 15 Jahren bis zum Sergeant, und seine Einnahmen reichten gerade dazu aus, daß er mit 28 Jahren seine ebenfalls aus dem Elsaß stammende Gattin Katharine Hübscher heiraten und einen bescheidenen Haushalt einrichten konnte. Diese Frau, die später den stolzen Titel „Herzogin von Danzig" und „Hoheit" tragen sollte, war, wie ihr Gatte, von einfacher Herkunft; sie war aus dem Elsaß nach Paris gekommen, wurde Wäscherin und war schon 30 Jahre alt, als sie Lefèbvre heiratete. Sie konnte weder lesen noch schreiben, und erst in der Ehe lernte sie von ihrem Manne deutsch und französisch schreiben[3]). Im übrigen war sie eine kreuzbrave, natürliche Frau aus dem Volke, später eine tüchtige Mutter. Auch als sie Herzogin wurde, hat sie sich ihrer einfachen Herkunft nicht geschämt, und am Hofe Napoleons sagte sie, die oft von alten und neuen Adligen hämisch verspottete, Wahrheiten in schlichter Form. Ihrem Manne war sie eine gute und treue Gattin. Daß ihr Sardou eine Liebschaft mit Napoleon andichtet, ist so unsinnig, wie die ganze Verzerrung ihrer Gestalt in dem genannten Schauspiel.

Bei Ausbruch der französischen Revolution 1789 finden wir Lefèbvre als „premier sergent"„ noch in den „gardes françaises". Zuerst noch königstreu, schützt er französische Offiziere, die sich vor der Wut des Pöbels nach dem Bastillesturm in die Kasernen flüchten. Der Bürgermeister von Paris überreichte ihm für diesen Mut als Belohnung eine goldene Medaille. Als das Regiment der „gardes françaises" am 31. August 1789 aufgehoben wurde, trat Lefèbvre in die von Lafayette kommandierte Nationalgarde über. Die Revolution hatte das Adelsprivileg der Offiziere abgeschafft. Nun konnte Lefèbvre Leutnant werden. Am 1. September erhielt er das Offizierspatent. Fortan ist die Laufbahn Lefèbvres die überaus schnelle der meisten Generale, die sich in den Revolutionskriegen ihren Marschallstab holten: 1792 wird er Hauptmann bei der Infanterie, 1793 General, 1794 Divisionsgeneral. Innerhalb von 5 Jahren der Sprung vom Leutnant bis zum General: eine Laufbahn, wie sie nur damals möglich war und die der Napoleons nichts nachgab! Während der Kampagne von 1792 zeichnet er sich in der Moselarmee unter

[2]) Da L. fast 8 Jahre hindurch von seinem Onkel unterrichtet wurde, ist es also unrichtig, wenn mehrere Geschichtsschreiber, z. B. Michaud, in seiner „Biographie universelle", ihn als ganz ungebildet bezeichnen.

[3]) Sie war also nicht so ungebildet, wie Sardou sie als „Madame sans-gêne" darstellt. Ebenso falsch ist es, wenn Sardou sie als gebürtige Pariserin auf die Bühne bringt. (Das Drama Sardous ist mir nur in der Ausgabe der „Illustration Théâtrale" Nr. 75, Paris 1907, zugänglich gewesen.)

Hoche aus; in dem ersten Koalitionskrieg kommandiert er bei Fröschweiler und Weißenburg, er nimmt eine führende Stelle in der Schlacht bei Fleurus ein[4]) und kämpft 1794 unter Jourdan bei Aachen. Trotz zweimaliger Verwundung führt er unter Jourdans Kommando in allen Schlachten bis Frankfurt, Würzburg und Bamberg. Als 1797 der Friede abgeschlossen wird, erhält er ein Lobschreiben des Direktoriums und wird sogar nach Hoches Tod zeitweilig Kommandant seiner Armee. Im zweiten Koalitionskrieg führt Lefèbvre wieder unter Jourdan eine Division in der Donauarmee, wird aber bei Ostrach schwer verwundet und muß zum ersten Male nach siebenjähriger Kriegszeit nach Paris zurückkehren. Kaum wiederhergestellt, wird er zum Gouverneur von Paris ernannt (15. August 1799). Er hat somit eine äußerst wichtige Stellung inne gerade in dem Augenblick, wo Napoleon aus Ägypten zurückkehrt und der Staatsreich vom 18. Brumaire vorbereitet wird. Zunächst ist Lefèbvre noch Anhänger des Direktoriums, und als völlig unpolitischer General weiß er nicht, was Napoleon vorhat. Erst am Tage vor dem Staatsstreich wird er zu Napoleon bestellt, und diesem gelingt es nach kurzer Zeit, Lefèbvre zu sich hinüberzuziehen. Am Ende der Unterredung übergibt, wie berichtet wird[5]), Napoleon seinen Degen an Lefèbvre mit den Worten: „Unissez-vous à moi pour m'aider à la sauver. Tenez, voici le sabre que je portais aux Pyramides; je vous le donne comme un gage de mon estime et de ma confiance" Lefèbvre spielt nun eine wichtige Rolle bei dem Staatsstreich, der Napoleon zum ersten Konsul macht[6]). Napoleon dankt ihm in großzügiger Weise: Lefèbvre wird zum Mitglied des Senats ernannt, er erhält damit eine einträgliche Stelle mit 35 000 Franken Gehalt, die er in Ruhe in Paris verleben kann, da er wegen seiner Wunden an den meisten Feldzügen von 1801—1806 nicht teilnehmen kann. Als Bonaparte die Kaiserwürde annimmt, ist Lefèbvre einer der ersten unter den 18 Generalen, die die Marschallswürde erhalten. Ohne Zweifel hat er diesen Titel und die beiden Staatsdomänen, die ihm Napoleon dazu verleiht, ebenso sehr seiner militärischen Tüchtigkeit als seinem Eintreten für Napoleon bei dem Staatsstreich erhalten[7]). Bei der Krönung Napoleons am 2. Dezember 1804 trug Kellermann die sog. Krone Karls des Großen, Lefèbvre das Reichsschwert dem Kaiser voran.

Im 3. Koalitionskrieg 1805 kommandierte Lefèbvre nur die vier Reservekorps am Rhein und an der Mosel.

Erst im Kriege 1806 sollte er wieder, von seinen Wunden völlig genesen, ein aktives Kommando erhalten.

Zunächst zum Kommandeur der Kaiserlichen Garde zu Fuß ernannt, nahm Lefèbvre an der Schlacht bei Jena teil, zog am 24. Oktober 1806 in Potsdam ein, am 28. an der Spitze der französischen Truppen in Berlin. Während des Herbstfeldzuges in Polen kommandierte Lefèbvre das 10. Korps an der Weichsel, und Napoleon beauftragte ihn dann mit der Belagerung Danzigs. Wirth (a. a. O. S. 152) berichtet, daß dieser Auftrag in einer Unterredung des Kaisers mit dem Marschall erteilt wurde, in der Napoleon ihm zusicherte, alle nötigen Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen und ihn von seinem Quartier in Finckenstein aus zu leiten. „Fassen Sie Mut", soll der Kaiser gesagt

---

[4]) Histoire de Maréchaux de France, Paris 1817.

[5]) Albert Vandal: Le dix-huit brumaire. Paris 1903.

[6]) Carl Bleibtreu in seinem Werke „Generale Napoleons I", 5. Kap.

[7]) Über die Verleihung der Marschallstitel und die Bedeutung für Lefébvre vgl. Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire V S. 120. — Kircheisen „Napoleon" VII. S. 10.

haben, „Sie müssen, wenn wir nach Frankreich zurückkehren, doch auch etwas im Saale des Senats erzählen können." Diese Unterredung muß Anfang oder Mitte Februar stattgefunden haben. Der Marschall scheint Einwendungen dagegen in einem Briefe gemacht zu haben. Jedenfalls erwidert Napoleon in seinem Briefe am 18. Februar [8]): „Ich erhielt Ihren Brief. Ihr Ruhm ist an die Belagerung von Danzig geknüpft. Dorthin müssen Sie sich begeben." Der Auftrag an Lefèbvre, Danzigs Belagerung zu leiten, ist also nicht erst am 19. Februar erteilt worden, wie Kircheisen (a. a. O. Bd. 7, S. 370) behauptet.

Welche Bedeutung diese Belagerung für den Feldzug hatte, ist oft genug dargestellt worden. Es fragt sich nur, aus welchen Gründen Napoleon gerade Lefèbvre mit diesem überaus wichtigen Kommando betreut hat. Ob dieser, wie Kircheisen behauptet, der ungeeignetste Mann war, den Napoleon wählen konnte, läßt sich bestreiten. Aber Recht geben müssen wir dem erfahrenen Kenner der napoleonischen Geschichte wohl, wenn er schreibt: [9])

„Es lag ihm sehr daran, daß sich ein Senator im Felde auszeichnete. Der Marschall war ein anständiger Mann, aber ungebildet, ziemlich grob im Dienst, ohne aber bösartig und nachtragend zu sein, doch sehr tapfer und bei den Truppen recht beliebt." Mit den Ausschlag gab wohl die Tatsache, daß der Marschall deutsch sprach, denn neben französischen Truppen und zwei polnischen Legionen des Generals Dombrowskis [10]) nahmen auch Rheinbundtruppen aus Baden, Hessen und Sachsen an der Belagerung teil. Wieder einmal zeigte sich das beschämende Schauspiel, daß Deutsche gegeneinander kämpften, und noch dazu unter den Fahnen Napoleons!

Ja sogar der Erbprinz von Baden, der spätere Großherzog Karl, nahm an der Belagerung Danzigs unter Lefèbvres Kommando teil! Dabei ist es jedoch zu Reibereien zwischen den beiden gekommen. Der Marschall wurde grob, so daß auf eine Beschwerde des Erbprinzen hin der Kaiser an den Marschall einen geharnischten Brief schickte, in dem der Kaiser ihn zu größerer Rücksicht gegen den Prinzen aufforderte [11]). Diese Tatsache müssen wir berücksichtigen, wenn sich der Erbprinz in seinen Erinnerungen nicht sehr günstig über Lefèbvre äußerte. Er schreibt: „Der Charakter des Marschalls bot eine sonderbare Mischung von Stolz und „Demokratismus" dar. Den Soldaten gegenüber zeigte er sich oft von beleidigender Grobheit; er drohte fortwährend, sie erschießen zu lassen, aber es kam niemals dazu, denn er hatte im Grunde ein gutes Herz. Die Dummheiten, die er in einem komischen Deutsch hervorbrachte [12]), reizte die Soldaten oft zum lachen . . . Er zeigte sich hart, wenigstens dem Anschein nach, gegen die gefangenen Feinde; und doch leistete er ihnen einen Dienst, so oft er konnte . . . Trotz allem hat er während der Belagerung von Danzig das große Verdienst gehabt, eine Armee, die aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt war, zu galvanisieren und ihr eine einheitliche Leitung zu geben."

Es soll hier keine neue Darstellung der Belagerung Danzigs gegeben wer-

---

[8]) Correspondance de Napoléon Ier. Paris 1863, T. 14, S. 310.

[9]) Bd. VII. S. 368. Merkwürdig ist es, daß Kircheisen Wirths Werk nicht zu kennen scheint und über Lefèbvres Frau den Klatsch und Sardous Drama als Quelle wiederholt.

[10]) Über diese vgl. Marcel Handelsmann: Napoléon et la Pologne (Paris 1909); B. Gembarzewski Wojsko Polski 1806—1815 (Das polnische Heer 1806—1815), Warschau 1905, und D. Chlapowski: Erinnerungen (Berlin 1910).

[11]) Correspondance de Napoléon T. XV, S. 38.

[12]) Der Marschall wird wohl seinen elsässischen Dialekt gesprochen haben.

den. Aus Danzigs Geschichte ist bekannt, daß die Festung nach tapferer Verteidigung, die vom 1. Februar bis zum 25. Mai dauerte, sich ergeben mußte.

Kircheisen hat sich gegen den Wert dieser Verteidigung ausgesprochen: [13]) „Verlohnte sich die Verteidigung Danzigs durch die Preußen und Russen, oder wäre es nicht besser gewesen, die dort vorhandenen oder dorthin gesandten Truppen lieber beim Feldheere zu verwenden?" Es ist schwer, diesen Einwand zu verstehen. Einmal war es doch militärisch von Bedeutung, daß eine so starke Festung im Rücken des Heeres Napoleons sich so lange hielt, eine Drohung bildete und eine Menge französischer Truppen vom Feldheer getrennt hielt. Andererseits ist doch auch die moralische Bedeutung nicht zu verkennen, daß gerade in dieser Stadt, die erst seit 14 Jahren unter preußischer Herrschaft stand, die Bürger eins mit den Truppen sich so tapfer verteidigten und nicht, wie andere starke Festungen in diesem Kriege, unnötig den Franzosen übergeben wurde.

Der Anteil, den Lefèbvre an der Einnahme der Festung hatte, wird von den meisten Historikern unterschätzt. Sogar der beleidigte Erbprinz von Baden hat ihn gelten lassen müssen. Napoleon selbst hat ihn anerkannt, indem er an den Marschall am 31. März 1807 schrieb: „Danzig muß genommen werden, das ist die Hauptsache; mit Ihrer Tatkraft und Ihrem Charakter wird Ihnen dieses gelingen [14]).

Die Mühen Lefèbvres wurden dann auch mit kaiserlicher Großzügigkeit belohnt: Als der Kaiser den Marschall drei Tage nach der Einnahme der Festung im Schloß Finckenstein empfing, begrüßte er ihn mit der Anrede: „Guten Tag, Herr Herzog!"

Der Marschall war, wie Constant in seinen Memoiren [15]) berichtet, sehr erstaunt, diesen Titel zu hören. Er glaubte zuerst, es sei Spott, bis ihm Napoleon eine Kassette in Form einer Schokoladenschachtel überreichte mit den Worten: „Herzog von Danzig, nehmen Sie diese Schokolade; kleine Geschenke erhalten die Freundschaft." Die Kassette soll Banknoten im Werte von 100 000 Talern enthalten haben. Dies ist nicht unwahrscheinlich, denn die anderen Generale erhielten nach der Beendigung des Krieges ebenso hohe, teilweise noch größere Geldgeschenke [16]).

Immerhin war die Erhebung in den Herzogsstand eine ganz ungewöhnliche Belohnung. Lefèbvre ist der erste gewesen, dem der Kaiser den Herzogstitel verlieh. In der Urkunde darüber heißt es: „Da Wir dem Marschall und Senator Lefèbvre einen Beweis unseres Wohlwollens geben wollen wegen der Anhänglichkeit und Treue, die er Uns stets gezeigt hat, und seine hervorragenden Dienste anerkennen wollen, übertragen Wir ihm den Titel „Herzog von Danzig" mit einer Dotation in Domänen innerhalb Unserer Staaten. Wir wollen, daß das besagte Herzogtum Danzig von Unserem Cousin, dem Marschall und Senator Lefèbvre, in Besitz genommen und an seine legitimen und natürlichen (!) Söhne nach dem Erstgeburtsrecht weitervererbt wird . . ." Die Urkunde war am 28. Mai von Napoleon in Finckenstein unterzeichnet worden und wurde am 12. Juni im Senat bekanntgegeben [17]).

Die Ernennung eines Titular-Herzogs war in der Geschichte Napoleons etwas ganz Neues. Seit der Errichtung des Kaisertums hatte er nur an seine Verwandten „souveräne" Staaten verliehen, im Jahre 1806 auch dem General-

[13]) VII. S. 380.
[14]) Correspondance T. XIV., S. 586.
[15]) S. 256. [16]) Kircheisen VII. S. 467.
[17]) Wirth a. a. O. S. 185 ff.

stabschef Berthier das „souveräne" Fürstentum Neufchâtel und dem Außenminister Talleyrand ebenso das „souveräne" Fürstentum Benevent. Seit dem Frühjahr 1806 mit der Organisation des „Grand Empire" beschäftigte, plante der Kaiser auch noch die Einrichtung von Titularherzogtümern[18]). Bis zum Tilsiter Frieden war jedoch noch keines von ihnen geschaffen worden. In der Urkunde vom 28. Mai steht nur der Ausdruck „Duché de Danzig". Es ist daraus nicht ersichtlich, ob Napoleon damals geplant hat, dieses neue Herzogtum ebenfalls als „souveränen Staat" zu gründen, ähnlich wie vorher Neufchâtel, Benevent usw., oder ob von vornherein dieses „Duché de Danzig" nur als Titularherzogtum gedacht war. An und für sich spricht nichts gegen die Möglichkeit, daß hier Lefèbvre als wirklicher Herzog eingesetzt werden sollte. Erst in den Friedensverhandlungen im Juli 1807 in Tilsit hat Napoleon die Wiedererrichtung Danzigs als „Freistaat", freilich mit französischer Garnison, dekretiert.

Jedenfalls wurde Lefèbvre dadurch der erste Titular-Herzog, den Napoleon kreierte. Eigentlich wurde erst im Tilsiter Frieden klar, daß der neue „Herzog von Danzig" nichts mehr weiter mit dieser Stadt zu tun haben sollte, die er selbst nur von der Belagerung und vom Einzug an der Spitze seiner Truppen her kannte. — Auf diese erste Titulatur folgten freilich seit 1807 noch zahlreiche Ernennungen: Im Ganzen hat der Kaiser noch 31 Herzöge, 4 Fürsten, 388 Grafen und 1090 Barone ernannt[19]). Neu war es auch, daß sich diese Titelverleihung an den Ort einer Kriegshandlung knüpfte: erst später wurde diese Art der Auszeichnung wiederholt und Herzöge von Valmy, Auerstedt, Elchingen usw. ernannt. Interessant ist es, daß derartige Titel dann auch in den Freiheitskriegen in Preußen verliehen wurden, so z. B. Blücher zum „Fürsten von Wahlstatt", York zum „Grafen von Wartenburg", Bülow zum „Grafen von Dennewitz" u. a. m. ernannt wurden. —

Die weiteren Lebensschicksale des Herzogs können uns nur wenig beschäftigen, so seine Teilnahme an den Kriegen in Spanien 1808 und in Rußland 1812. Nur seine Leitung der Unterdrückung des Tiroler Aufstandes 1809 ist mit schmerzlichen Erinnerungen verknüpft. Wieder kämpfte hier Lefèbvre an der Spitze deutscher, diesmal bayrischer, Truppen gegen deutsche Landsleute. Und wie er 1807 schon einmal den Nationalhelden Schill verfolgen mußte[20]), der seiner Verfolgung damals freilich entging, so kämpfte Lefèbvre 1809 gegen Andreas Hofer. Nach verschiedenen Mißerfolgen hatten die Franzosen im Mai 1809 einige Erfolge erzielt. Aber traurig ist es wieder zu sehen, daß gerade die Bayern die schlimmsten Gegner ihrer deutschen Landsleute waren und Greueltaten begingen, über die Lefèbvre selbst empört war. Er soll damals geäußert haben: „Ich schäme mich, euer Kommandant zu sein; Napoleon hat keine Räuber unter sich, sondern Soldaten!"[21]) An der Verfolgung des Nationalhelden Hofer hat Lefèbvre keinen Anteil gehabt, ebensowenig an dessen Prozeß und Hinrichtung. —

Den russischen Feldzug machte der nun schon 57jährige Marschall in ganzer Furchtbarkeit mit. Ganz zermürbt kehrte er nach Frankreich zurück, be-

---

[18]) Kircheisen VII. S. 27.

[19]) Ed. Blanc: Napoléon, ses institutions civiles et administratives (Paris 1888).

[20]) Wenig bekannt ist der Brief Napoleons an Lefèbvre vom 19. März 1807 (Corresp. 14, S. 475), in dem der Kaiser schreibt: „Le partisan Schill a été coupé de Kolberg. Ce misérable, qui est une espèce de brigand (!), s'est retiré sur Koeslin... Mettez à la poursnite de ce misérable quelques cavaliers saxons, badois ou polonais. Mais laissez en repos votre cavalerie française."

[21]) Ludwig Häusser: Deutsche Geschichte (Leipzig 1933) Bd. III. S. 343.

sonders bekümmert wegen des Todes seines einzigen Sohnes, der den Titel „Graf von Danzig" trug und als Brigadegeneral im Alter von 28 (!) Jahren in Rußland den Kriegertod fand. So war es kein Wunder, daß Lefèbvre nun dem Soldatenleben entsagte. Nach der Rückkehr der Bourbonen erhielt er die Pairswürde, weil er sich rechtzeitig „umgestellt" hatte. Er starb am 14. September 1820 und wurde mit allen militärischen Ehren in Paris begraben. Die „Herzogin von Danzig", die ehemalige Wäscherin, überlebte ihren Gatten noch um 15 Jahre, und mit ihr starb dieser merkwürdige Herzogstitel aus. —

Das eigentliche Interesse, das die Gestalt des Marschalls für uns Danziger hat, nämlich seine Leitung der Belagerung 1807, ist in den vorstehenden Ausführungen nur gestreift worden. Eine weitere Abhandlung soll dieser Belagerung gewidmet sein.

Die Wiederherstellungsarbeiten am Artushof in Danzig.

Von Regierungsbaurat Albert Krüger, Danzig.

Mit Besorgnis hatte man seit mehreren Jahren beobachtet, daß sich an den Sterngewölben des Artushofes Risse gebildet hatten, die zum Teil kreisförmig um die vier Säulen verliefen und teilweise den Graten und Rippen folgten. Der wirkliche Zustand der Gewölbe war vom Fußboden aus nicht zu erkennen gewesen. Reparaturen in den vergangenen Jahrzehnten hatten sich immer wieder auf Putzausbesserungen beschränkt. Da stürzte eines Tages im Frühjahr 1931 ein größeres Putzstück von der Decke herunter und hätte beinahe einige anläßlich eines Empfanges anwesende Personen verletzt.

Das Gewölbe wurde alsbald gegen die Einsturzgefahr vollständig eingerüstet. Genaue Untersuchungen des Bauzustandes konnten nunmehr durchgeführt und die Ursachen der Zerstörungen ermittelt werden. Aufschlußreiche Tatsachen wurden dabei aufgedeckt. Es zeigte sich jetzt recht deutlich, welch ein Sorgenkind der Artushof für die Stadtväter von jeher gewesen ist. Durch die Jahrhunderte hindurch hat man häufig, besonders im Anfang des 17. Jahrhunderts, erhebliche Mittel aufwenden müssen, um den Gefahren, die dem Bauwerk durch unzulängliche Konstruktionen drohten, zu begegnen. Die Ursachen dieser Zerstörungen sind aber nicht restlos erkannt worden, wie die immer wieder auftretenden Rissebildungen bewiesen haben. Von baugeschichtlicher Bedeutung ist es, daß die Grundmauern des durch den Brand von 1476 zerstörten ersten Artushofes freigelegt werden konnten (Abb. 4—5).

Wir wissen, daß den gesteigerten Raumbedürfnissen entsprechend der neue Hof durch Hinzunahme der nach Osten gelegenen Nachbarparzelle in größerer Gestalt geplant und auch durchgeführt worden ist. Dem Baumeister dieses neuen Hofes waren die schwierigen Gründungsverhältnisse wohl bekannt, denn ohne Grund hätte er die Säulen nicht gerade auf die abgelagerten vorhandenen Grundmauern gesetzt. Durch diese Anordnung erreichte er wohl die nach seiner Ansicht sicherste Fundierung der Säulen, aber gleichzeitig kam jene ungleichmäßige Dreiteilung der Halle zustande, die nicht etwa allein auf den künstlerischen Gestaltungswillen zurückzuführen ist. Würde ein durch keine Nebenumstände gehemmter Planungswille geherrscht haben, so würden die Fassadengliederungen in klarer Übereinstimmung zum Grundrißschema gestanden haben. So aber folgt nur der Giebel der Brotbänkengasse der Teilung des Innenraumes; die Fassade nach der Langgasse leugnet diese ungleichmäßige Innenteilung und zeigt eine gleichmäßige Dreiteilung.

Die Rücksichtnahme auf die Gründungsverhältnisse ließ im Aufbau das breite Mittelschiff und die schmalen Seitenschiffe erstehen, und damit traten

auch die verschieden starken Seitenschübe der Gewölbe auf. Das breite Mittelschiff drückte die schlanken Säulen zur Seite.

Aber schon vor dem Einwölben, beim Aufmauern der Umfassungswände entstanden unangenehme Senkungen, die dem Baumeister große Sorge verursachten. Dort, wo heute der große Ofen steht, traten starke Senkungen um fast 25 Zentimeter ein. Daß diese Bewegungen vor dem Einwölben stattgefunden haben müssen, können wir daraus schließen, daß die statisch sehr empfindlichen, hochgestelzten Sterngewölbe niemals eine derartige Senkung ausgehalten hätten.

Geplant war ein Raum im Sinne der Zeit. Auf den nadeldünnen Säulen gewissermaßen schwebend die hochgestelzten Gewölbe. Aber schon nach der Ausschalung müssen die erwähnten ungleichen Schübe den festen Zusammenhang der Gewölbe gelockert haben. Denn nur so sind die gegen jede Regel angeordneten Zugstangen im Dachboden zu erklären, die man derart angebracht hatte, daß man die gelockerten Gewölbescherben an dem Dachverband aufhängte.

Wann man sich dazu entschlossen hat, die hölzernen Gewölbespreizen in Höhe der Säulenkapitäle einzuziehen, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Die Profile dieser Spreizen deuten auf das 16. Jahrhundert. Diese Spreizenanordnung war die einzige technische Möglichkeit, die ungleichen Gewölbeschübe aufzunehmen und auf die standsicheren Umfassungsmauern weiterzuleiten. Daß es eine Notlösung und nicht ursprüngliche Absicht war, erkennt man an der rohen Art, wie diese Spreizen mit den Säulenkapitälen verbunden waren. Dem Zeitgeschmack lagen diese den Raumeindruck beengenden Balken auf keinen Fall. Kühn konstruierte, höchste Weiträumigkeit war das architektonische Ziel.

Die Freilegung der Gewölbe vom Putz ergab, daß statt einer einheitlich zusammenhängenden Schale sich ein Scherbengewölbe zeigte, das durch viele breite Risse unterbrochen war. Die Gratsteine konnten ohne Anstrengung mit der Hand herausgezogen werden. Viele Teile waren nachträglich ausgeflickt worden. Im Anfang des 17. Jahrhunderts waren umfangreiche, auf der südwestlichen Seite befindliche Gewölbeteile bis auf den Kellerfußboden abgetragen und durch neue, um diese Zeit nach Danzig eingeführte Moppchen ersetzt worden. Als Gratsteine hatte man roh zugehauene Moppchen verwendet und sowohl diese als auch die alten, zart profilierten mittelalterlichen Gratsteine mit einem groben, neuen Putzprofil überzogen. Die Freilegung der Säulenfundamente und einiger Teile der Umfassungsmauern ergab, daß wohl der eichene Schwellrost unter dem sehr festen Fundament aus Findlingen sich noch im besten Zustande befand, daß aber die unter dem Rost sitzenden Pfähle vollkommen weich und aufgelöst waren.

Nach dieser Feststellung wurde der durch die Gründungsarbeiten am Mainzer Dom bekannte Hochschulprofessor Rüth im Frühjahr 1932 zur Begutachtung herangezogen. Er berechnete die Spannungen der Gewölbe und ihre Auffangung durch einzubringende Zugstangen. Ein Unterfangen hielt er zunächst nicht für notwendig. Später aber, als die Pfeilerfundamente vollkommen freigelegt wurden, zeigte sich die Unterfangung als unumgänglich notwendig. Hier saßen nämlich die Pfähle nur einseitig, ähnlich einem Stuhle, der nur zwei Beine hat. Die Annahme des Meisters von 1478, der das Fundament des ursprünglichen Hofes für einwandfrei gehalten hatte, war nicht zutreffend, und die weitgehenden Ausbesserungen des erwähnten südwestlichen Gewölbeteiles und Kellerpfeilers im 17. Jahrhundert waren zum großen Teil zwecklos gewesen, weil man eben die Unterfangung bis auf den tragfähigen Baugrund verabsäumt hatte.

Eine Tatsache und Beobachtung während vieler Monate ist für die Beurteilung der Standfestigkeit erwähnenswert, nämlich die, daß der niedrigste Stand des Grundwassers immer noch über den Holzteilen des Fundamentes gestanden hat. Trotzdem waren viele Pfähle zersetzt, und sämtliche vier Pfeiler mußten neu unterfangen werden, ebenso die Gebäudeecke am Ofen, an einer Stelle, wo zweifellos frühere Kloakengruben zu einer Zerstörung der Fundamente geführt haben.

Das Kellergewölbe ist teilweise neu ausgebessert worden, zum großen Teil wurden die Fugen stark ausgekratzt und alle Öffnungen unter Zuhilfenahme von Preßluft mit Zementmörtel verfüllt. Diese Arbeiten führte im Jahre 1933 die Firma Philipp Holzmann aus. Ebenfalls sind die Zementausfüllungen der Gewölbeanfänger des Sterngewölbes und der Risse im Erdgeschoßmauerwerk, sowie die Preßluftbohrungen für die Ankerlagen von der gleichen Firma ausgeführt. Die umfangreichen Gewölbeerneuerungen unter genauer Beachtung der alten Gratführungen sowie die Putzbehandlungen in mittelalterlicher Weise sind vom Baugeschäft G. König durchgeführt worden. Hand in Hand mit den technischen Wiederherstellungsarbeiten ging die künstlerische Behandlung des Innenraums. Fast alle formalen Zutaten des 19. Jahrhunderts, die die Klarheit des Raumes sehr ungünstig beeinflußten, sind beseitigt worden. Der Einbau der unter Leitung der Wärmewirtschaft eingefügten Luftheizung geschah unter großen Schwierigkeiten, da weder der Wirkungsgrad der Heizung noch das Aussehen des Raumes Einbuße erleiden durften (Abb. 6).

Erwähnt sei noch die Wiederherstellung des großen Freskos, das den Hintergrund für den Christophorus bildet. Unter unendlicher Sorgfalt, mit Hilfe eines chemischen Verfahrens ist die Übermalung des 17. Jahrhunderts gelöst worden und so die ursprüngliche Grisaille-Malerei wieder freigelegt worden. Diese Arbeit hat in ganz vorzüglicher Weise der Malergehilfe Lunau geleistet. Nur einige kleine, nicht mehr erhaltene Teile des Bildes sind durch Professor Pfuhle ergänzt worden. Diese Freilegung ist von weitgehender Bedeutung, läßt sie doch eine höhere künstlerische Form der dekorativen Behandlung der Wände ahnen als die immer als Zutat wirkende Bespannung mit auf Leinwand gemalten Bildern (Abb. 7).

Der Fußboden hat einen neuen Plattenbelag erhalten in demselben Material und derselben Farbe wie der ursprüngliche. Er stammt aus Schweden und ist durch die Firma Lehmann-Siegmundsburg geliefert worden. Die Fenster der Vorder- und Hinterfront sind ebenfalls in der mittelalterlichen Fassung erneuert. Alle Bildwerke, von denen besonders das köstliche Schnitzwerk, St. Georg darstellend, zu erwähnen ist, sind unter Leitung von Professor Mannowsky restauriert worden. Die Empore ist ebenfalls von dem dunklen Anstrich befreit und trägt die ursprüngliche helle Färbung mit den leichten Pastelltönen, die jetzt vorzüglich mit der hellen Wand des Hintergrundes übereinstimmen. Augenblicklich werden unter Leitung des Museums die wertvollen Ritterrüstungen und die Schiffsmodelle wiederhergestellt. Die Hinterfront harrt noch der Erneuerung, ebenfalls steht die restlose Wiederherstellung des Kellers noch bevor.

Hinweise und Funde.

Zur Bedeutung der Gesichtsurne.

Von W. La Baume.

Eine im Jahre 1933 vom Staatl. Museum für Naturkunde und Vorgeschichte (Danzig) ausgegrabene Gesichtsurne aus Schaplitz, Kr. Danziger

Höhe (Abb. 2a), zeigt eine der primitivsten Gesichtsbildungen, die bisher bekannt geworden sind. Sie bestätigt erneut die von mir vertretene Auffassung, daß die ostgermanischen Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit in erster Linie Abwehrbedeutung hatten (Gesicht und Fratze finden sich zu allen Zeiten als Abwehr gegen den „bösen Blick" und gegen dämonische Mächte überhaupt). Die zum Vergleich abgebildeten Gesichtsurnen aus Menkewitz (Abb. 2b), Löbsch (Abb. 2c) und Klein Starsin (Abb. 2d), sämtlich aus dem Kreise Putzig, sind Beispiele ähnlicher Art, die unter vielen anderen herausgegriffen wurden. Lit.: W. La Baume, Gesichtsurnen und Hausurnen. Arch. f. Anthrop. 23, 1932. — Ders., Bestattung im Vorrats-Raum. Forsch. u. Fortschr. Jhrg. 8, Nr. 14, 1932 und Ztschr. f. Ethnol. 1932. — Ders. Hausurnen und Gesichtsurnen in Ostpommern. Ostd. Monatshefte. April 1933.

Besprechungen.

Chmarzyński, Toruń dawny i dzisiejszy (Thorn einst und jetzt). Thorn 1933. Folio. XVIII Seiten Text und 128 Bildseiten.

Die aus Anlaß des 700jährigen Bestehens der Stadt Thorn herausgegebene Schrift will vor allem das reiche Kunstschaffen der Stadt zur Anschauung bringen, während der Text sich auf eine Einleitung und Erläuterungen zu den Bildern beschränkt. Letztere umfassen die Vorgeschichte, das Urkunden-, Münz- und Siegelwesen, den Stadtplan, Baukunst und bildende Kunst und das Kunsthandwerk. Die Auswahl ist gut und enthält viele neue Aufnahmen, auch zahlreiche Gegenstände, die bisher unbekannt geblieben waren. Den kunstgeschichtlichen Zuschreibungen wird man im allgemeinen zustimmen können. Eine größere, kritische Arbeit desselben Verfassers steht in Aussicht. B. Schmid.

Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols. Zweite (vermehrte) Auflage. 96 S. m. 600 Abb. u. 1 Tafel. Leipzig (C. Kabitzsch) 1934.

Wesentlich erweitert und verbessert, mit einer großen Zahl guter Bilder in vorzüglicher Ausstattung, erscheint zur rechten Zeit die vom Verf. zuerst 1921 veröffentlichte Arbeit über die Geschichte des Hakenkreuzes. Besser als jede andere Schrift, die den gleichen Stoff behandelt, ist Lechlers neues Buch geeignet, auf alle Fragen Antwort zu geben, die sich an den Ursprung, das Alter, die Verbreitung und die Bedeutung eines heute wieder lebendig und bedeutungsvoll gewordenen Symboles knüpfen, weil hier der umfangreiche Stoff aus allen Ländern und Zeiten von einem archäologisch geschulten Verfasser zusammengefaßt und kritisch gewürdigt wird. Nichts ist heute so wichtig als Bücher und Schriften wie diese, nicht nur, weil jeder danach verlangt, sondern auch, damit dem heillosen Unsinn, der sich aus den Köpfen verworrener Idealisten und Phantasten über unser Volk ergießt, endlich ein Ende bereitet wird. Möchte dazu auch das vorliegende Buch beitragen, indem es weiteste Verbreitung findet. W. La Baume.

Vereinsnachrichten.

1. Mitglieder.

Neue Mitglieder: Dr. August Müller, Danzig, Gralathstraße 5b und Dr. Jürgen Meier-Schomburg, Zoppot, Wilhelmstraße 45.

2. Vorträge.

Oberbaurat Dr- h. c. Schmid, Marienburg, sprach am 13. Dezember 1933 über „Die Kunst Westpreußens zur Ordenszeit",

Professor Dr. Ed. Carstenn, Elbing, sprach am 23. Januar 1934 über: „Die preußischen Stände und Polen."

Herausgeber: Prof. Dr. Keyser, Danzig-Oliva, Schloß.
Druck: A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig.